

(Miss-)Erfolge einer ›einheimischen‹ Ethnographin

Ich befinde mich mitten in meinem Forschungsfeld und mitten in meiner Heimatstadt Vilnius, in einem italienischen Restaurant namens Antonio. Das Restaurant liegt in der Altstadt, flankiert von zwei schmalen und befahrenen Gassen. Vor fünfzehn Jahren, als ich noch in Vilnius wohnte, gab es kein Restaurant an dieser Ecke, und bei späteren Besuchen, als ich die neuen Gaststätten als Zeichen des allgemeinen gesellschaftlichen Wandels zu erkunden begann, hatte ich dies unauffällige und von Neureichen frequentierte Lokal übersehen.

Das Antonio scheint mir auch heute Abend in keiner Hinsicht außergewöhnlich. Die Einrichtung ist so unbestimmt wie die gelbe Wandfarbe. Über der Bar hängt ein Fernseher; junge Kellnerinnen in kurzen schwarzen Röcken mustern gelangweilt ihre Gäste. Die Preise liegen für litauische Verhältnisse etwas über dem Durchschnitt, sind jedoch im Vergleich zu Deutschland akzeptabel. Bemerkenswert scheint mir nur jenes Ereignis zu sein, über das ich kurz vor meiner Abreise nach Vilnius zufällig in einem litauischen Online-Magazin gelesen habe: dass kürzlich ein Geschäftsmann beim Verlassen des Restaurants von einem auf dem Dach des gegenüberliegenden Hauses platzierten Scharfschützen erschossen worden sei.

Es handelt sich um einen meiner ersten Besuche im Antonio und ich kann noch nicht ahnen, dass dieses Restaurant zum vertrauten, ja zentralen Ort meiner Feldforschung werden wird. Heute Abend freue ich mich, dass mich meine Informantin Alma⁵⁵ zu einem Treffen mit ihren Freundinnen einlädt, und ich wundere mich, dass sie sich gerade dieses Restaurant dafür ausgesucht hat. Wie Alma (und später auch andere Gesprächspartner) mir erzählen,

55 Die Namen aller interviewten oder beschriebenen Personen wurden anonymisiert. Die im Original litauischen Zitate wurden von mir ins Deutsche übertragen.

treffen sie sich immer »in unserem Büro«, wie sie das Antonio nennen: abends wie in der Mittagspause, zu Geschäftsessen und selbst sonntags zum Frühstück, so dass sie dort stets einen Tisch und Rabatt erhalten. Bei einem unserer späteren Treffen vertraut mir Dana an, sie würde für das Essen im Antonio so viel Geld ausgeben, dass sie sich dafür monatlich einen Mantel von Armani kaufen könnte, das hätte sie sich einmal ausgerechnet.

Nach und nach treffen Alma und ihre Freundinnen ein, wohlhabende, beruflich erfolgreiche Frauen zwischen Mitte zwanzig und Mitte dreißig, von denen mir einige aus den Kolumnen der Frauen- und Lifestyle-Magazine bekannt vorkommen: Dana, die Rechtsanwältin; Dalia und Ieva, ehemals Managerinnen transnationaler Unternehmen, die vor kurzem gemeinsam eine Werbeagentur eröffnet haben; Irma, eine Stilberaterin, die sich auf die Organisation exklusiver Reisen spezialisiert hat; Daiva, eine Talkshowmoderatorin; Alma, eine Popsängerin, die nebenbei Management an einer Privatuniversität studiert.

Im Verlauf unserer Gespräche wird deutlich, wie wichtig es für sie ist, dem Image erfolgreicher und unabhängiger Frauen zu entsprechen. Später erfahre ich aber auch, dass die meisten von ihnen Freundinnen, Ehefrauen oder Töchter betuchter Geschäftsleute sind oder sogar Enkeltöchter sozialistischer Parteibonzen und Fabrikdirektoren. Ins Antonio kommen sie gepflegt und in geschmackvoller Kleidung; sie tragen teure neue Ledertaschen, Designermode, hochhakige Schuhe und professionell aufgelegtes Make-up. Die Freundinnen begrüßen einander, würdigen gegenseitig ihr Aussehen und plaudern über gemeinsame Erfahrungen und Bekanntschaften, wie es alte und gute Freundinnen eben tun ... Ich bin begeistert, mit dabei zu sein, ihre Gespräche zu verfolgen und mich nicht in der üblichen Interviewsituation zu befinden. Dana sagt, sie habe den ganzen Tag gearbeitet, sei in Eile gewesen und hätte keine Zeit gefunden, sich passend einzukleiden. »Wie sehe ich denn aus?« fragt sie in die Runde. »Wie eine wissenschaftliche Mitarbeiterin!« rufen die anderen und lachen laut und vergnügt.

Wie eine wissenschaftliche Mitarbeiterin? Plötzlich fühle ich mich nicht mehr ganz so wohl, auch wenn ich verstehe, dass es sich offensichtlich um einen unter den Frauen kursierenden Witz handelt und sie noch nicht wissen können, in welcher Funktion ich heute Abend dazugestoßen bin.

In der Anthropologie und Ethnologie besteht heute Einigkeit darüber, dass die Reflexion der eigenen persönlichen und fachlichen Herkunft und der damit zusammenhängenden Machtkonstellationen zur ethnologischen Forschung konstitutiv dazugehört.⁵⁶ Kontrovers diskutiert wird jedoch, welches Ausmaß und welche Art von (Selbst-)Reflexion notwendig sind, kann diese,

56 Diese Sichtweise etablierte sich vor allem im Kontext der Writing Culture-Debatte. Siehe z.B.: James Clifford (Hg.), *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: University of California Press 1986.

wie Michael Herzfeld zurecht bemerkt, doch endlos betrieben und zur bloßen Selbstbetrachtung werden.⁵⁷ Mir geht es hier um einen reflexiven Blick, der nicht nur auf die Forscherin selbst gerichtet ist, sondern auch den kulturellen Kontext ihrer Forschung beobachtet und damit den Prozess der Produktion ethnographischen Wissens kritisch zu hinterfragen hilft.

Wie bei jeder anderen Studie, die postsozialistische gesellschaftliche Kontexte untersucht, gehört in das Spektrum solcher Überlegungen insbesondere auch die Kritik an den historisch gewachsenen Bildern Osteuropas als einer rückständigen Region, das Bewusstsein der Dominanz westlicher Forschungsansätze und die bereits im letzten Kapitel eingeleitete Problematisierung des Begriffs »postsozialistisch«. Überdies muss der reflexive Blick die dialogische Situation einer Ethnographie moderner Gesellschaften vor Augen stellen, in der die Wissenschaftlerin wie auch die erforschten Personen auf je eigene Weise zu Experten, Informanten, Lesern und Ko-Interpreten der Studie werden: »We could not write the texts without our informants; but we could not write those texts without ourselves, either – and our practices, like theirs, have histories that are embedded in our actions and attitudes, and in the ethnographies that we write.«⁵⁸

Zuhause im Feld

In der Einleitung zu ihrem Standardwerk *What Was Socialism and What Comes Next?* (1996) beschreibt die amerikanische Kulturanthropologin und (Post-)Sozialismusforscherin Katherine Verdery das im Kontext des Kalten Krieges entstandene, politische und wissenschaftliche Interesse am damals sozialistischen Osteuropa: »In the most general sense, research there at that time was possible only because a Cold War was in progress and had awakened interest in the region [...].«⁵⁹ Am Beispiel ihrer eigenen wissenschaftlichen Karriere zeigt sie, wie die »Entdeckung« des sozialistischen Ostens amerikanische Kulturanthropologen vom Zwang befreite, entfernte exotische Länder bereisen zu müssen, und wie sie ihnen die Möglichkeit bot, quasi vor der eigenen Haustür in Europa zu forschen, ohne dass ihr Forschungsfeld als nicht fremd genug abgewertet worden wäre. Denn »Eastern Europe was less known to anthropology than was New Guinea; this meant that any research there, even if not prestigious, would at least be »pioneering«.«⁶⁰ Im Zuge dieser Neuausrichtung des anthropologischen Blicks auf (Ost-)Europa wurde vor allem unter US-amerikanischen Kulturanthropologen eine Debatte

57 M. Herzfeld: *Antropology*, S. 45-48.

58 Ebd., S. 49.

59 K. Verdery: *What Was Socialism*, S. 5.

60 Vgl. ebd.

zur »Anthropology at home« geführt, die nach den Vor- und Nachteilen des Forschens »zu Hause« (im Westen) sowie nach der spezifischen Situation der »einheimischen Ethnographin« (*native ethnographer*) fragte.⁶¹ Diese Debatte entwickelte sich zu einer allgemeineren Diskussion über das Selbstverständnis der Anthropologie und der ihr verwandten Disziplinen, die Fragen nach dem Sinn und Zweck ethnographischer Forschung in der globalisierten Welt aufwarf, die Stabilität von tradierten Kategorien des Wir und Sie, Eigen und Fremd hinterfragte und das Zuhause sein als flüchtigen und kontextabhängigen Zustand beschrieb: »How does one *know* when one is at home? [...] Where are the boundaries of one's ›home-culture‹, once culture has been dismantled as an entity and rediscovered as an analytic perspective?«⁶²

Selbst wenn die Europäische Ethnologie im Gegensatz zur amerikanischen Kulturanthropologie traditionell »eigene« kulturelle Kontexte erforscht hat, ist die Perspektive auf Osteuropa als das im Eigenen aufzuspürende Fremde und Exotische (oder zurückgebliebene Ursprüngliche) auch dieser Disziplin vertraut.⁶³ Im Blick auf die (Post-)Sozialismusforschung muss angemerkt werden, dass die Rede von Ethnologie und Anthropologie als klar abgegrenzter Disziplinen angesichts ihrer Verflechtungen und gegenseitigen Einflüsse kaum mehr möglich und sinnvoll ist.⁶⁴ In der heutigen ethnologischen Postsozialismusforschung finden sich Einflüsse der angloamerikanischen Kulturanthropologie neben herkömmlichen Exotisierungen Osteuropas und den im Kalten Krieg etablierten problematischen Erforschungslogiken (post-)sozialistischer Gesellschaften. Als Merkmal der Exotisierung hat Peter Niedermüller etwa die in der ethnologischen Postsozialismusforschung häufige Annahme kritisiert, dass nur einheimische Wissenschaftler die postsozialistischen osteuropäischen Gesellschaften umfassend verstehen und erforschen könnten.⁶⁵ Wie Akhil Gupta und James Ferguson beobachten, wird durch solche Vorannahmen die grundsätzlich hybride Identität der Ethnogra-

61 Siehe z.B.: Anthony Jackson (Hg.), *Anthropology at Home*, London: Tavistock 1987; Donald A. Messerschmidt (Hg.), *Anthropologists at Home in Northern America. Methods and Issues in the Study of One's Own Society*, Cambridge: Cambridge University Press 1981.

62 Kirsten Hastrup: *A Passage to Anthropology. Between Experience and Theory*, London, New York: Routledge 1995, S. 151. Hastrup nimmt Bezug auf Marilyn Strathern: »The Limits of Auto-Anthropology«, in: Anthony Jackson (Hg.), *Anthropology at Home*, London: Tavistock 1987, S. 16-37.

63 Vgl. P. Niedermüller: *Ethnographie Osteuropas*.

64 Der größte Teil der in Deutschland bekannten Forschung zum (Post-) Sozialismus ist an ethnologischen und anthropologischen Instituten der USA und Großbritanniens entstanden oder stark von deren Ansätzen beeinflusst. Eine Ausnahme bildet natürlich die Forschung zum Sozialismus und Postsozialismus in (Ost-)Deutschland, die vorrangig von deutschsprachigen Wissenschaftlern vorangetrieben wird.

65 P. Niedermüller: *Ethnographie Osteuropas*, S. 54.

phin aufgespalten und naturalisiert, indem ihre ethnisch nationale Zugehörigkeit – ihr Einheimischsein (*I native*) vor ihre fachlich-disziplinäre Zugehörigkeit (*I ethnographer*) gestellt wird.⁶⁶ Die in der »Anthropology at home«-Debatte aufgeworfenen Fragen sind also auch im Kontext ethnologischer Forschung in und zu Osteuropa relevant.

Für eine in Deutschland ausgebildete und dort lebende Ethnologin wie mich, die zur Feldforschung in ihre Heimatstadt Vilnius reiste, lagen die praktischen Vorteile des Einheimischseins zunächst auf der Hand. Weder musste ich die schwierige litauische Sprache erlernen noch eine Wohnung finden; ich kannte die Straßen der Stadt und hatte Freunde und Bekannte, die mir Kontakte vermitteln und Informationen geben konnten. Doch während der knapp fünfzehn Jahre, in denen ich Vilnius lediglich für einige Wochen im Urlaub besucht hatte, hatten sowohl die Stadt als auch die Gesellschaft eine umfassende Transformation durchlaufen, die mir während meiner kurzen Besuche nicht in vollem Umfang bewusst geworden war. Diese Veränderungen werden heute überall, selbst in den einfachsten Dingen und alltäglichen Routinen sichtbar. So gab es, um nur einige Beispiele zu nennen, vor fünfzehn Jahren keine Shopping Malls in Litauen, keine Geldautomaten, keine westlichen Autos, keine Werbung und keine Mobiltelefone. Es gab nicht einmal Bezeichnungen für viele der nun unverzichtbaren Alltagsgegenstände. In Vilnius angekommen, wusste ich zunächst also wenig über tägliche Routinen und Gebrauchsgegenstände, oft nicht einmal, wie sie auf Litauisch hießen, geschweige denn, wie sich die Menschen zu ihnen verhielten.

Zu meiner Fremdheit in der »eigenen« Gesellschaft trug die Tatsache bei, dass ich im Feld vorwiegend als Ausländerin (oder zumindest als »exotische Grenzgängerin«) empfangen wurde. Im Laufe meiner Forschung konnte ich mich oft genug davon überzeugen, dass eben die »ausländische« Seite meiner Person – meine Migrationsgeschichte, mein deutscher Nachname oder der noch aus der sozialistischen Zeit datierende gute Ruf der Humboldt-Universität⁶⁷ – mich als Gesprächspartnerin für meine Informanten interessant machte und mir die Türen öffnete. Auch das erwähnte journalistische Interesse an meiner Person und meiner Forschung hing damit zusammen. Mehrmals wurde ich von Journalisten kontaktiert, die an meiner Studie ebenso interessiert waren wie an meiner Lebensgeschichte. Ihre Darstellungen hoben die »ausländischen« Aspekte meiner Person hervor und bezeichneten mich als »Anthropologin aus Berlin« (im Blick auf meinen Beruf) oder als »Emigrantin der Lie-

66 Vgl. Akhil Gupta/James Ferguson (Hg.), *Anthropological Locations. Boundaries and Grounds of a Field Science*, Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 1997, S. 86-101.

67 Da eine Ausbildung im Westen damals so gut wie unmöglich war, galt ein Studium an der Humboldt-Universität als das Beste, was man erreichen konnte.

be« (in Bezug auf mein Privatleben).⁶⁸ Kontakte zu litauischen Sozialanthropologen und anderen Sozialwissenschaftlern machten mir bewusst, dass ich mit meinem Forschungsthema innerhalb der lokalen wissenschaftlichen Gemeinschaft eine Außenseiterrolle einnahm, setzten Wissenschaftler vor Ort doch andere thematische Schwerpunkte und Prioritäten.⁶⁹ Mit meinem Blickwinkel und meinem theoretischen Ansatz war ich eindeutig in der deutschsprachigen Ethnologie zuhause.

Zu den vielfältigen Selbst- und Fremdwahrnehmungen meiner Person im Feld gehörte auch meine Zugehörigkeit zu einem »neuen« Nachwende-Phänomen. Ich war eine von vielen WissenschaftlerInnen, die in Westeuropa oder den USA ausgebildet worden waren und nun zu Forschungszwecken nach Litauen zurückkehrten – sei es aus persönlichem Interesse, mit dem Ziel einer professionellen Profilierung als Expertin für Osteuropa, aufgrund praktischer Vorteile oder anderen Gründen. Ich war Teil einer grenzüberschreitenden Bewegung, die in den litauischen Medien als Problem des Intellektabflusses (*brain drain*) galt, und wurde damit zu einer Adressatin von Projekten und Programmen, die mit dem Ziel ins Leben gerufen worden waren, den in der Welt verstreuten »litauischen Intellekt« zurück nach Hause zu holen.⁷⁰

68 Eglė Černiauskaitė: »Antropologijos pamokos Berlyne« [Anthropologiestunden in Berlin], in: Laima [Frauenzeitschrift], Nr. 2 (137) Februar 2005, S. 48-51; Audrius Musteikis: »Specialioji lietuviatės iš Berlyno užduotis« [Die Spezialaufgabe einer Litauerin aus Berlin], in: Lietuvos Žinios [Tageszeitung Nachrichten Litauens] vom 15. Januar 2005, S. 19; Sniegulė Davidavičienė: »Asta Vonderau tyrinėja Lietuvos elitą« [A.V. untersucht die litauischen Eliten], in: TV per savaitę [Fernsehzeitschrift Fernsehwoche] vom 22. September 2005, S. 8-9; Brigita Balikienė: »Gyvenimo čempionai. Lietuvos elites po mikroskopu« [Gewinner des Lebens. Die litauische Elite unter dem Mikroskop], in: Istorijos [People-Magazin Geschichten], Januar 2006, S. 16-23; Aurelija Vernickaitė/Eugenija Grižibauskienė: »Ambicijų genami« [Von Ambitionen getrieben], in: Veidas vom 16. März 2006, S. 38-43.

69 Litauische Sozialanthropologen beschäftigen sich vor allem mit den Themen Identität und Migration, während sich Soziologen und Politikwissenschaftler mit Themen wie der Zivilgesellschaft, Informationsgesellschaft, der EU und NATO auseinandersetzen. Diese Schwerpunkte liegen nahe, weil viele Bereiche des politischen, ökonomischen und sozialen Lebens in Litauen nicht ausreichend erforscht sind und vor allem angewandte Forschung gefragt ist (etwa im Bereich der Politikberatung). Hinzu kommt ein ökonomischer Aspekt des akademischen Lebens, die Tatsache nämlich, dass sich mit rein akademischen Tätigkeiten nur ein Existenzminimum sichern lässt.

70 In den litauischen Medien ist das Thema seit drei bis vier Jahren aktuell. Zur Zeit meiner Feldforschung begannen intensivere politische und öffentliche Diskussionen über die Folgen der Abwanderung qualifizierter Arbeitnehmer. Mittlerweile sind Programme und öffentliche Foren eingerichtet worden, mit deren Hilfe nach Lösungen für diese problematische Entwicklung gesucht wird. Siehe dazu etwa www.sugrizimai.lt vom 22. November 2007.

Wiederholt haben Ethnologen und Anthropologen die Widersprüchlichkeit der verschiedenen gleichzeitigen Zugehörigkeiten (*belongings*) von »einheimischen« ForscherInnen beschrieben: »»Native« in Bulgaria, but a »stranger« in the Bulgarian village, an ethnic foreigner in another country, but »one of us« in the Balkans, a bearer of the local culture, but not of its traditional version, educated in a certain country, but not committed to its national idea [...]:« So beschreibt die bulgarische Ethnologin Iveta Todorova-Pirgova den situativen Charakter von Zugehörigkeiten und die Relativität dessen, was man für eigen und fremd hält.⁷¹ Auch ich will meine Situation hier nicht als Sonderfall beschreiben, sondern die Konstruiertheit von Vorannahmen hervorheben, die eine Forscherin in ihrem Forschungsfeld begleiten. Die nationale ethnische Herkunft der Forscherin stellt dabei nur eine von vielen Zugehörigkeiten (wie Gender, Generation, soziale Herkunft, disziplinäre Tradition, theoretische Perspektive usw.) dar, die *jede* ethnologische Forschung mit beeinflussen. Die Situation eines *native ethnographer* bringt zwar praktische Erleichterungen, garantiert aber gewiss nicht die höhere Qualität wissenschaftlicher Erkenntnisse:

The native point of view should not be conflated with the anthropological vision. [...] While all of us are natives of some social space or other, there is no way in which one can claim privileged access to *anthropological* knowledge – except by being native to anthropology.⁷²

Für ein in Osteuropa durchgeführtes Forschungsvorhaben, das sich mit post-sozialistischen Transformationsprozessen beschäftigt, ist ein Ansatz notwendig, der klar zwischen der methodologisch-analytischen Konzeption des Vorhabens, den territorialen Zugehörigkeiten der Forscherin und anderen Vorannahmen über ihr Forschungsfeld unterscheidet.⁷³ Um die Falle der heute noch wirksamen, pauschalisierenden Vorstellungen des Ostens als dem »anderen Europa« zu vermeiden, muss man zwar regionale Realitäten und Besonderheiten wahrnehmen, sich jedoch stets darüber bewusst bleiben, dass einen das In-

71 Vgl. Iveta Todorova-Pirgova: »Cultural Images of the Ethnic Groups and Ethnic Interrelation in the Balcans«, in: *Postsocialist Ethnography* 21/2 (1999), S. 182-199, hier S. 186.

72 K. Hastrup: *Passage to Anthropology* 1995, S. 159.

73 Wie Susan Parman bemerkt, führt das innerhalb der Osteuropaforschung häufig beobachtbare territoriale Verständnis des Forschungsfeldes zu einem undifferenzierten Blick auf die betroffenen Gesellschaften, die als Behältnisse für bestimmte Probleme betrachtet werden, ohne dass zwischen den sozialen Schichten, den städtischen und den ländlichen Gegenden, Generationen usw. unterschieden würde. Vgl. S. Parman: *Europe in the Anthropological Imagination*, S. 1-16.

teresse an der Erforschung eines *Problems* (und nicht eines Territoriums) in diese Region geführt hat.⁷⁴

Staatlich anerkannte Probleme⁷⁵

Während eines Interviews fragte ich Vincas, der schon in sozialistischen Zeiten Führungspositionen innehatte und nun als Generaldirektor eine Fabrik für Elektroteile leitete, ob ihn das Ende der Sowjetunion als Person und als Führungskraft verändert habe. »Was soll das heißen, wie mich das verändert hat?« fragte Vincas zurück und bemängelte, dass meine Frage eine »typisch westliche« sei. Solche Fragen würden ihm unter anderem von EU-Bürokraten und anderen Experten aus dem Westen gestellt: »Auch heute noch, vierzehn Jahre nach dem Ende der UdSSR, fragen die mich beispielsweise: ›Was machen sie, wenn sie Probleme in ihrer Fabrik haben?‹« Er habe beobachtet, dass in den fünfzig Jahren Sozialismus im Westen offensichtlich ein unzutreffender Eindruck über die Osteuropäer entstanden sei, demzufolge nicht nur das sozialistische System falsch, sondern auch die in diesem System sozialisierten Menschen dumm gewesen wären und falsche Entscheidungen getroffen hätten:

Auch heute noch denken die [die Westeuropäer] so, aber die Gesellschaft ändert sich. Die Bedingungen ändern sich und die Menschen spielen das Spiel nach den neuen Regeln. Es ist ja klar, dass sich die Leute insbesondere in der Wirtschaft umorientieren müssen, wo der freie Markt als erstes angekommen ist. Wer sich nicht umorientiert hat, ist bankrott gegangen. So einfach ist das. (Vincas)

Das Gespräch mit Vincas bildete einen der Momente meiner Forschung, die mich dazu bewegten, meine Fragen zu überdenken und meine Perspektive auf

74 Vgl. Jill Dubisch: »Europe Through the Back Door: Doing Anthropology in Greece«, in: Susan Parman (Hg.), *Europe in the Anthropological Imagination*, Upper Saddle River, NJ: Prentice Hall 1998, S. 34-45, hier S. 42.

75 Als »staatlich anerkannte Probleme« bezeichnet Bourdieu die dominanten und öffentlich anerkannten Fragestellungen der Wissenschaft. Chris Hann, Katherine Verdery und Caroline Humphrey diskutieren die Problematik etablierter Fragestellungen im Blick auf die postsozialistischen osteuropäischen Gesellschaften. Siehe Pierre Bourdieu: »Die Praxis der reflexiven Anthropologie. Einleitung zum Seminar an der École des hautes études et sciences sociales, Paris, Oktober 1987«, in: Pierre Bourdieu/Louic J.D. Wacquant: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1996, S. 251-294, hier S. 271f; sowie Chris Hann/Caroline Humphrey/Katherine Verdery: *Einleitung: Der Postsozialismus als Gegenstand ethnologischer Untersuchung*, in: Christopher Hann (Hg.), *Postsozialismus. Transformationsprozesse in Europa und Asien in ethnologischer Perspektive*, Frankfurt/Main, New York: Campus 2002, S. 11-54.

das Feld zu hinterfragen. Denn aus Sicht meiner Informanten schien der Vergleich und Bezug der heutigen gesellschaftlichen Zustände und persönlichen Erfahrungen auf die sozialistische Vergangenheit längst nicht so zwingend, wie ich erwartet hatte. Im Laufe meiner Untersuchung wurde immer wieder deutlich, dass der ›Post-Sozialismus‹, wie einst der Sozialismus zu Zeiten des Kalten Krieges, zu den »staatlich anerkannten Problemen« (Bourdieu) gehört, die in verschiedenen Kontexten wirkungsvoll werden und den Blick des Forschers von anderen, weniger anerkannten Problemen und Fragestellungen ablenken:

Die Sozialwissenschaft läuft ständig Gefahr, sich die Probleme, die sie in Bezug auf die soziale Welt formuliert, von dieser Welt vorgeben zu lassen: Jede Gesellschaft entwickelt unablässig einen Komplex von speziellen Problemen, die als legitim gelten, als diskussionswürdige, öffentliche, manchmal zur Diskussion erhobene, gewissermaßen staatlich anerkannte Probleme.⁷⁶

Als Beispiel für die Wirkung solch anerkannter Probleme bezeichnet Susan Parman die Tatsache, dass in der englischsprachigen Anthropologie einzelne Regionen quasi automatisch mit stereotypisierten Vorstellungen (*pre-imaginings*) versehen und mit bestimmten Forschungsthemen verbunden werden: »One goes to Irland to study peasants, Norway and England to study networks, the Mediterranean to study gender roles, honour/shame, and patron-client relationships.«⁷⁷ Solche Automatismen sind auch in der deutschsprachigen Ethnologie anzutreffen, wie eben zum Beispiel die als selbstverständlich betrachtete Annahme, man müsse nach Osteuropa reisen, um den Postsozialismus zu untersuchen.

Selbst wenn die institutionelle Anerkennung des Postsozialismus vorteilhaft für ein Forschungsvorhaben sein kann, insofern sie etwa die Suche nach finanzieller Förderung erleichtert, kann das Festhalten an tradierten Problemstellungen zur Marginalisierung der untersuchten Gesellschaften und Personen führen. Wie erwähnt haben Caroline Humphrey, Katherine Verdery oder Chris Hann im Blick auf die Erforschung osteuropäischer Gesellschaften auf solche Ausschlussmechanismen hingewiesen und in diesem Zusammenhang über den Sinn einer anthropologischen oder ethnologischen Postsozialismusforschung diskutiert. Vor allem haben sie gezeigt, dass die in den Medien und den Sozialwissenschaften verbreitete Idee eines besonderen »postsozialistischen Zustands« (*post-socialist condition*) der osteuropäischen Gesellschaften ihren Ursprung in den westzentrierten Denklagen des Kalten Krieges hat:

76 P. Bourdieu: Die Praxis der reflexiven Anthropologie, S. 271.

77 S. Parman: Europe in the Anthropological Imagination, S. 12.

Der Kalte Krieg ist nicht vorbei; wir spüren seinen Einfluss bis heute. Wie sonst ließe sich die Bedeutung verstehen, die Wissenschaftler und Politiker gleichermaßen der Privatisierung, Marketisierung und Demokratisierung beimessen – jenem Dreigespann westlichen Selbstverständnisses, das so beharrlich dem sozialistischen »Anderen« zum Zeichen dafür aufgezwungen wird, dass der Kalte Krieg vorbei ist?⁷⁸

Mit dem Hinweis, dass die Wissenschaft an der Konstruktion des Ost/West-Machtgefälles zentral beteiligt ist, hat Katherine Verdery für den Bruch mit der verbreiteten Gleichsetzung von Osteuropa und Postsozialismus plädiert und sich für »post-Kalte Krieg-Studien« eingesetzt,⁷⁹ die die gesellschaftlichen Transformationen und Machtverschiebungen nach dem Ende des Kalten Krieges in Ost- und Westeuropa sowie anderen Regionen der Welt untersuchen sollen. Dieser Vorschlag hat insbesondere bei Wissenschaftlern der jüngeren Generation Anklang gefunden. Während etablierte Forscherinnen wie Nora Dudwick und Hermine G. de Soto in ihrem Buch zur Feldforschung in Osteuropa (2000) noch meinen, dass diese Forschung etwas »spezifisch Post-sozialistisches« habe,⁸⁰ bemerkt so etwa Eleni Sideri in der im Jahr 2006 zum gleichen Thema veröffentlichten Zeitschrift *Anthropology Matters*, dass sie nichts Spezifisches an ihrer Forschung in Osteuropa entdecken könne, was sie dazu bewegen würde, sich als »post-socialist fieldworker«⁸¹ zu begreifen.

Auch im Rahmen des *multi-sited*-Ansatzes, der mehrere zeitliche und räumliche Bezugshorizonte (*sites*) zur Erforschung einer Frage zusammenführt, ist die Dekonstruktion der Postsozialismusforschung als einer an Osteuropa gekoppelten Forschungsrichtung notwendig.⁸² Die *multi-sited*-Perspektive lässt sich nur veranschlagen, wenn eine nicht-territoriale Konzeption des ethnologischen Forschungsfeldes zugrunde gelegt wird. In Anlehnung an Bourdieu und die Ansätze der *anthropology of policy* (Chris Shore, Susan

78 K. Verdery: Wohin mit dem Postsozialismus?, S. 40.

79 Ebd.

80 Nora Dudwick/Hermine G. de Soto: »Introduction«, in: Nora Dudwick/Hermine G. de Soto (Hg.), *Fieldwork Dilemmas. Anthropologists in Postsocialist States*. Madison: University of Wisconsin Press 2000, S. 13–30; Eleni Sideri: »In Quest of Eastern Europe: Troubling Encounters in the Post-Cold War Fields«, in: *Anthropology Matters Journal: Doing Fieldwork in Eastern Europe*, 8/1 (2006), www.anthropologymatters.com/journal/2006-1/index.htm#editorial vom 22. November 2007.

81 Ebd.

82 Dafür ist es notwendig, auf Grundlage der bisherigen Forschung neue Forschungsansätze zu entwickeln. Im Falle der vorliegenden Studie erwiesen sich zum Beispiel die Ansätze der EU-Europaforschung (Chris Shore, Susan Wright) ergebnisreich, ebenso wie die einer Ethnographie der Globalisierung (Aihwa Ong, Michael Burawoy), weil sich damit die von mir untersuchten ökonomischen Prozesse gut erfassen ließen.

Wright) verstehe ich mein Forschungsfeld daher nicht als geographisches Territorium, sondern als sozialen und politischen Raum, der sich in Machtkonstellationen und Regierungsformen artikuliert und sich »nur in Gestalt von ganz abstrakten objektiven Relationen« zu erkennen gibt, »die man nicht anfassen und auf die man nicht mit dem Finger zeigen kann und die dennoch die ganze Realität der sozialen Welt ausmachen.«⁸³ Entsprechend besteht der Anspruch dieses Buches nicht darin, die (post-)sozialistische litauische Gesellschaft an sich zu untersuchen; vielmehr bezweckt es, den Wandel der Herrschaftsformen sowie der Relationen zwischen Individuen und Gesellschaft im spezifischen sozialen und historischen Kontext darzustellen: »Studying through« tracing ways in which power creates webs and relations between actors, institutions and discourses across time and space.«⁸⁴

Machtfelder erforschen

Als sich zeigte, dass mich die Feldforschung tatsächlich in die einflussreichen, wohlhabenden und bekannten Kreise Litauens führte, entschied ich mich, dass ein wenig Repräsentativität für die Kommunikation mit ›den Eliten‹ von Vorteil sein könnte. Vor dem Interview mit dem Präsidenten eines führenden litauischen Konzerns, der als reichster Mann Litauens gilt, ließ ich mir eine Visitenkarte auf Englisch und Litauisch anfertigen, verfasste für alle Fälle eine halbseitige Zusammenfassung meines Forschungsvorhabens und kleidete mich in einen Hosenanzug. Mich auf diese Weise meiner Rolle als Wissenschaftlerin versichernd, fuhr ich zum neu errichteten »Business Center« im Zentrum der Stadt – einem gläsernen Komplex von Bürogebäuden, in dem sich der Sitz des Konzerns befand.

Das Büro des Konzernpräsidenten befand sich in der oberen Etage eines Hochhauses, und war mit weichen Ledermöbeln, Aquarien und geschmackvoll ausgesuchten Gegenständen ausgestattet, die dem Raum Lounge-Atmosphäre verleihen sollten. Mein Interviewpartner präsentierte sich als ein Mensch, der im Auftreten einen besonderen, über das Gewöhnliche hinausgehenden Stil pflegt. Er trug schulterlange Haare, keine Krawatte und einen maßgeschneiderten Anzug, dessen Urheberchaft ich später anhand von Zeitschriften dem bekanntesten Modedesigner Litauens zuordnen konnte. Der Konzernpräsident wirkte interessiert und berichtete breitwillig über seine be-

83 P. Bourdieu: Die Praxis der reflexiven Anthropologie, S. 246; vgl. auch Chris Shore/Susan Wright: »Policy. A New Field of Anthropology«, in: Chris Shore/Susan Wright (Hg.), *Anthropology of Policy. Critical Perspectives on Governance and Power*, London, New York: Routledge 1997, S. 3-42, hier S. 14.

84 C. Shore/S. Wright: *Policy*, S. 14.

scheidenen Anfänge als Student der Ökonomie. Er behauptete, seinen Horizont erweitern zu wollen und nahm sich für das Interview unerwartet viel Zeit. Seine Offenheit meinen Fragen gegenüber und die Lässigkeit im Umgang mit der Zeit vermittelten, dass er zu jenen gehörte, die nicht mehr zwölf Stunden am Tag arbeiten müssen, um Geld zu verdienen und ihre Geschäfte am Laufen zu halten: Er konnte sich dieses Interesse leisten.

Auf einem weichen Ledersofa sitzend, stellte ich ruhig meine Fragen, bis ich über dem Knie meines Beines, das ich entspannt über das andere geschlagen hatte, ein Loch im Stoff der Hose entdeckte. Im Nachhinein bezweifle ich, dass mein Gesprächspartner den Riss bemerkte, doch allein das Wissen, mich auf den »oberen Etagen« zu befinden, die bestimmte Verhaltensnormen und Bekleidungs-codes voraussetzen, führte dazu, dass ich mich auf einmal unwohl in dieser »fremden Welt« fühlte.

Sobald eine Untersuchung sich mit einer – wie auch immer definierten – Elite befasst, gewinnt sie an öffentlichem und wissenschaftlichem Interesse. »They are all that we are not,« beschreibt C. Wright Mills die charakteristische Wahrnehmung von »power elites« durch andere soziale Gruppen.⁸⁵ Tatsächlich ist in Bezug auf Eliten oft von unermesslichem Reichtum, dekadentem Luxus, geheimen Bündnissen, unbegrenzter Macht, Konspiration und anderen ungewöhnlichen Dingen die Rede. Solche Wahrnehmungen weisen den Vertretern der Elite eine ganz besondere Position in der Gesellschaft zu (oder nehmen sie in ihrer Sonderstellung aus der Gesellschaft heraus) und produzieren Vorannahmen, Mystifizierungen und Imaginationen, mit denen sich eine (Eliten-)Forscherin zuallererst auseinandersetzen muss.⁸⁶

So kann zum Beispiel die von der öffentlichen Neugier bewirkte Konzentration auf Individuen als Vertreter der Elite dazu führen, dass die *Relationen* (Machtverhältnisse, Beziehungsnetzwerke, Legitimationsstrategien) innerhalb der Elite und ihr Verhältnis zu anderen sozialen Akteuren und Gruppen vernachlässigt werden. Soziologische und politikwissenschaftliche Elitenforscher haben sich mit der statistischen Definition und Klassifikation von Eliten (als politischer Elite, Wirtschafts- und Kulturelite) beschäftigt und dabei die relationale Perspektive oft unberücksichtigt gelassen.⁸⁷ Im Blick auf die postsozialistische Transformation wird von Vertretern solch substantialistischer Ansätze meist die Frage zum Elitenwechsel nach 1989 gestellt, also inwieweit die »alten« Eliten durch »neue« ersetzt worden seien.⁸⁸ Wie Peter Imbusch be-

85 Charles Wright Mills: *The Power Elite*, Oxford, New York: Oxford University Press 1956, S. 3

86 Vgl. ebd.

87 Vgl. P. Bourdieu: *Die Praxis der reflexiven Anthropologie*.

88 Siehe z.B.: Hans-Joachim Veen: *Alte Eliten in jungen Demokratien? Wechsel, Wandel und Kontinuität in Mittel- und Osteuropa*, Köln: Böhlau 2004;

merkt, hat das dieser Frage zugrundegelegte Elitenverständnis für gewöhnlich einen dem modernisierungstheoretischen Hintergrund geschuldeten normativen Charakter, weil den Eliten eine idealisierte Vorreiterrolle zugeschrieben und zwischen der ›schlechten‹ alten und ›guten‹ neuen Elite unterschieden wird.⁸⁹

Wenn ich in diesem Buch von Eliten spreche (synonym zu Bezeichnungen wie ›Etablierte‹, ›Erfolgreiche‹ oder ›Gewinner‹), dann nie in dem oben erwähnten normativen Sinne. Mit ›Elite‹ ist keine statische, mit Hilfe objektiver Kriterien bestimmbare Gruppe gemeint, sondern die Selbst- und vor allem die Fremdwahrnehmung meiner Informanten.⁹⁰ Es ist zwar durchaus wichtig zu zeigen, dass solche Individuen die Orientierungshorizonte der litauischen Gesellschaft bestimmen können, weil ihre Ideen und Interessen, wie Chris Shore beobachtet hat, hegemonialen Charakters sind.⁹¹ Doch tue ich dies nicht, indem ich die soziale Lage von Individuen darstelle, sondern vielmehr anhand einer Analyse ihrer Beziehungen zu anderen Mitgliedern der Gesellschaft im Sinne des *studying through*-Prinzips.

Andere Anthropologen und Ethnologen, darunter etwa George Marcus oder Chris Shore, benutzen ebenfalls einen ›weichen‹ Elitenbegriff. Sie heben damit hervor, dass eine ethnologische und anthropologische Elitenforschung nach Herrschaftsstrategien, Kapitalzirkulationen und Machtverhältnissen zwischen verschiedenen sozialen Positionen fragen sollte, statt um die Identifikation und Definition ›der Elite‹ zu ringen. Aus dieser Perspektive ergeben sich neue Fragen: Wie gelingt es den Eliten, Herrschaft über andere Gruppen zu erreichen und über längere Zeit und soziale Transformationen hinweg beizubehalten? Welche Strategien der Reproduktion und Legitimation ihres Status setzen sie dafür ein?⁹² Entsprechend mache ich nicht die Elite als Konstellation einzelner Akteure zum Gegenstand, sondern die *Machtfelder*, innerhalb

Magarditsch A. Hatschikjan: Eliten im Wandel. Politische Führung, wirtschaftliche Macht und Medienbildung im neuen Osteuropa, Paderborn: Schöningh 1998.

89 Vgl. Peter Imbusch: Politische und ökonomische Eliten in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Über den Erhalt, Verlust und Transformation von Macht, in: Stefan Hornbostel (Hg.), Sozialistische Eliten. Horizontale und vertikale Differenzierungsmuster in der DDR, Opladen: Leske+Budrich 1999, S. 267-287.

90 Auch nach statistischen Kriterien wie z.B. dem Monatseinkommen lägen meine Informanten weit über dem Durchschnitt. Eine genaue statistische Zuordnung der Elite ist, wie oben bemerkt, jedoch nicht das Interesse und die Aufgabe meiner Studie.

91 Vgl. Chris Shore/Stephen L. Nugent: »Introduction. Towards an Anthropology of Elites«, in: Chris Shore/Stephen L. Nugent: Elite Cultures. Anthropological Perspectives, London/New York: Routledge 2002, S. 1-21, hier S. 4.

92 Vgl. ebd., S. 1.

derer Mitglieder der Eliten agieren.⁹³ Nach dem Ansatz der *multi-sited ethnography*⁹⁴ verfolge ich die Metaphern von ›gutem Leben‹ und ›Erfolg‹, die mich dann zu konkreten Vertretern der Elite führen. Dass genau diese Akteure zu den Sinnbildern des guten Lebens und Erfolgs in Bezug gesetzt werden und ihre Bedeutungen mitbestimmen, ist nicht verwunderlich, nehmen sie doch eine machtvolle Position im Kampf um die legitime Definition gesellschaftlicher Orientierungshorizonte ein.⁹⁵

Die Schwierigkeit, (Macht-)Felder zu erforschen, besteht Bourdieu zufolge darin, dass es uns leichter fällt, soziale Räume in Personen und Gruppen zu denken, so »dass man soziale Räume nur in Form von Merkmaldistributionen bei Individuen zu fassen bekommt. Denn die Information, die einem zugänglich ist, macht sich nun an Individuen fest.«⁹⁶ Eine Konzentration auf soziale Akteure (in meinem Falle Akteure des Machtfeldes) ist daher oft unvermeidbar, obwohl sie von einem relationalen Denken wegführen kann.

Eine weitere Schwierigkeit ethnologischer Elitenforschung besteht in der berühmten ›Angst der Forscherin vor dem Feld‹,⁹⁷ die in diesem Kontext besonders stark zu sein scheint. Da sich die Ethnologie (und Anthropologie) traditionell vor allem der Erforschung marginalisierter sozialer Gruppen, ländlicher Regionen und anderer Peripherien verschrieben hat, ist ethnologische Forschung inmitten von Machtfeldern relativ neu. Sie eröffnet somit nicht nur ein neues Forschungsfeld, sondern verlangt auch nach einer neuen Positionierung der Forscherin im Feld.

In der klassischen Forschungssituation stand die Ethnologin mit ihrer Expertinnenautorität den Informanten als überlegen oder zumindest gleichgestellt gegenüber. Diese Konstellation verlieh ihr nicht nur Selbstbewusstsein und Handlungsfreiheit, sondern legitimierte auch ihre Präsenz im Feld als Sprachrohr der Armen und Unterdrückten. Geht es indessen um die Erforschung einer (wie auch immer verstandenen) Elite, dann ist dieses Verhältnis von Informant und Forscherin nicht mehr gegeben. In dieser Situation hat die Ethnologin mit wohlhabenden und erfolgreichen Menschen zu tun, die innerhalb der sozialen Hierarchie meist über ihr stehen, was den Besitz an materiellem und symbolischem Kapital angeht. Als gut ausgebildete und in verschiedenen Bereichen kundige Experten sind die Informanten durchaus imstande, das Forschungsvorhaben zu hinterfragen, zu kritisieren oder auf andere Weise mitzugestalten. Die ethnologische Forschung verliert also nicht nur

93 Vgl. P. Bourdieu: Die Praxis der reflexiven Anthropologie, S. 263.

94 George E. Marcus: »Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography«, in: Annual Review of Anthropology 24 (1995).

95 Vgl. P. Bourdieu: Die Praxis der reflexiven Anthropologie, S. 275.

96 Ebd., S. 246.

97 Rolf Lindner: »Die Angst des Forschers vor dem Feld«, in: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 1-19.

ihre scheinbar selbstverständliche Legitimität, sondern auch ihre moralische ›Unschuld‹, kann sie doch kritisiert, angegriffen und unter Umständen sogar für einen Machtkampf zur Durchsetzung bestimmter Interessen instrumentalisiert werden.

Angesichts der veränderten Machtverhältnisse im Feld ist die Angst der Ethnologen vor dem Feld wenig verwunderlich. Feldberichte und methodische Ratgeber zur Elitenforschung verweisen auf die Sorge der Forscher, ihre wissenschaftlichen Ziele nicht erreichen zu können oder sich in ihrem Selbstverständnis verbiegen zu müssen. Heiner Goldinger etwa meint, dass es bei dieser Art Forschung besonders schwer sei, zwischen einem »echten« oder »gespielten« Interesse der Informanten zu unterscheiden, was die Akkumulation nötiger Informationen erschwere.⁹⁸ Bernd Warnecken und Andreas Wittel sprechen von einer Gleichgültigkeit der Eliten in ihrer Rolle als Informanten, die zur Subordination der Wissenschaftler, zur Distanzierung von ihrem Forschungsfeld, zur Mystifizierung ihres Forschungsobjekts oder sogar zu »intellektueller Rache« führen könne.⁹⁹ Rosanna Herz und Jonathan B. Imber behaupten, dass die »important people« eine besondere Fähigkeiten besäßen, sich von der Außenwelt abzuschotten. Entsprechend müsse sich die Forscherin zumindest in ihrem Äußeren an das Feld anpassen, um Zugang zu den Entscheidungsträgern großer Unternehmen zu erhalten.¹⁰⁰

Auch wenn solche Befürchtungen von Ethnologen nicht unbegründet sind und vergleichbare Schwierigkeiten in der Forschungspraxis tatsächlich eintreten können, ist die stete Betonung der Besonderheit ethnologischer Elitenforschung nicht unproblematisch. Erstens nimmt sie die Elite als eine besonders schwierig zu untersuchende Gruppe aus ihrem gesellschaftlichen Kontext heraus und lenkt von ihren Beziehungen zu anderen sozialen Gruppen ab, die es eigentlich zu untersuchen gilt. Zweitens suggeriert sie, dass andere, weniger etablierte soziale Akteure und Gruppen sich einfacher erforschen ließen und der Forscherin wohlwollend gegenüber stünden. Drittens reflektiert sie nicht ausreichend, dass die ethnologische oder anthropologische Forschung ein elitäres Unterfangen ist und dass Wissenschaftler selbst einer kulturell-intellektuellen Elite angehören:

-
- 98 Heiner Goldinger: »Methodik und Praxis des research up: als Ethnograph bei den Börsianern«, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 98/5 (2002), S. 257-270, hier S. 261f.
- 99 Bernd J. Warnecken/Andreas Wittel: »Die Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung«, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 93/1 (1997), S. 1-16.
- 100 Vgl. Rosanna Hertz/Jonathan B. Imber: »Introduction«, in: Rosanna Hertz/Jonathan B. Imber (Hg.), *Studying Elites Using Qualitative Methods*. Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage 1995, S. 7.

After all, what could be more elitist than anthropology itself, a profession steeped in the traditions and practices of Western middle-class academics, most of whom possess doctorates from the most exclusive universities, and whose scholarly output is aimed primarily for consumption by other Western, middle-class intellectuals?¹⁰¹

Die methodologischen Stärken einer Forschung im Machtfeld liegen genau in den oben beschriebenen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten, durch welche die romantischen Bilder von Forschenden und Erforschten hinterfragt werden¹⁰² und ein gesellschaftlich und politisch reflexiver Blick erforderlich wird: »Anthropology of elites is necessarily an exercise in political reflexivity since it obliges us to position ourselves more self-consciously in relation to the wider systems of power and hierarchy within which anthropological knowledge is constructed.«¹⁰³

Fremd und Eigen sein

Auch wenn es problematisch wäre, die Elitenforschung als Sonderfall herauszustellen, bedeutet dies natürlich nicht, dass Überlegungen zur sinnvollen Vorbereitung der Feldforschung, zu möglichen Anpassungsstrategien ans Forschungsfeld, zu Statusunterschieden zwischen den Informanten und der Forscherin und zu deren symbolischen Bedeutungen überflüssig wären. Ganz im Gegenteil: Begreift man das ethnologische Forschungsfeld nicht als Territorium, sondern als sozialen Raum, dann macht die Reflexion über Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen dem eigenen sozialen Umfeld der Forscherin und den von ihr erforschten sozialen Räumen genau jene Erfahrungen des Fremd- und Eigenseins aus, die zu jeder ethnologischen Forschung gehören.

Insbesondere zu Beginn meiner Feldforschung fühlte ich mich unter meinen Informanten immer wieder fremd und fehl am Platz. Fremdheit erfuhr ich zunächst durch Äußerlichkeiten, die mein Unwissen der in ihrem sozialen Umfeld gängigen Verhaltensformen und Kommunikationscodes enttarnten, etwa wenn ich nicht wusste, welche Dresscodes in bestimmten Räumen zu bestimmten Anlässen zu beachten waren.

Als mich Alma am Anfang meiner Feldforschung zu einer geschlossenen Veranstaltung – der Eröffnung eines Nachtclubs – mitnehmen wollte, fragte ich sie, was man denn zu diesem Anlass tragen solle. Dies interessierte mich nicht nur aufgrund meiner spärlichen Erfahrung mit Nachtclubs und VIP-

101 C. Shore: Towards an Anthropology of Elites, S. 1.

102 Ulf Hannerz: »Being There... And There... And There! Reflections on Multisited Ethnography«, in: Antonius C. G. M. Robben (Hg.), *Ethnographic Fieldwork. An Anthropological Reader*, Malden: Blackwell 2007, S. 3-18.

103 C. Shore: Towards an Anthropology of Elites, S. 2.

Veranstaltungen, sondern auch weil ich nicht versehentlich aus der Menge der Gäste hervorstechen wollte. Man müsse eben »elegante Klubkleidung« tragen, lautete die Antwort. Ich hakte nicht nach, was denn im Einzelnen damit gemeint sei, sondern sandte am Abend vor der Veranstaltung stattdessen eine SMS mit der Schilderung des Problems an eine alte Freundin, die sich in Mode- und Stilfragen auskennt. Sie antwortete:

Am besten sieht man bei einer solchen Veranstaltung aus wie Jennifer Lopez oder ein anderer Popstar, oder wie ein Mädchen von der Titelseite der *Cosmopolitan*. Dafür bräuchtest Du eine modische Jeans, eine glänzende Bluse, feine Schuhe, eine elegante Handtasche, auffällige Accessoires wie Ohrringe oder eine Mütze und ein strahlendes Abend-Make-up ... Falls Du das alles nicht hast, dann musst Du eben was anderes anziehen und exzentrisch sein.

Spätestens an diesem Abend wurde mir bewusst, dass ich mich in vielen Situationen nicht einmal äußerlich an mein Forschungsfeld würde anpassen können, weil ich die hierfür nötigen Statussymbole nicht besaß und mich damit auch nicht wohlgeföhlt hätte.

Umso mehr verwunderte es mich, wie leicht ich Zugang zu den »wichtigen Personen« erhielt. Dazu trug sicherlich bei, dass ich als Einheimische private Beziehungen nutzen konnte, um in ersten Kontakt mit meinen Informanten zu treten. Später fragte ich stets bei meinen Interviewpartnern, ob sie mir weitere Personen empfehlen könnten, und zu meinem Erstaunen tat sich kaum einer von ihnen damit schwer. Meist schauten sie sofort in ihrem Mobiltelefon die Namen von Bekannten durch, gaben mir deren Nummern oder riefen sie selbst an. Bei den empfohlenen Personen handelte es sich dabei in der Regel nicht einmal um unmittelbare Kollegen, sondern um Personen, mit denen meine Erstkontakte informelle Beziehungen pflegten, etwa als Mitglieder desselben Tennisvereins oder des Rotary Club.

Bald gewann meine Forschung eine unerwartete Eigendynamik. Bevor ich ins Feld gegangen war, hatte ich erwartet, langfristig auf Gesprächstermine warten zu müssen. Doch sobald ich nun mögliche Interviewpartner anrief, den Namen der vermittelnden Person nannte und mein Anliegen vorbrachte, lautete die nächste Frage, wann wir uns denn treffen wollten – noch heute oder erst morgen? So erkundigte ich mich beispielsweise beim Direktor eines litauischen Fernsehsenders nach weiteren Kontakten und dieser rief sogleich den Vorsitzenden der schwedischen Handelskammer an mit der Frage, ob ich zu ihm kommen könne. Obwohl sich der Vorsitzende gerade in Stockholm befand, ließ er ausrichten, ich solle ihn in fünf Minuten zurückrufen. Dies tat ich, sobald ich das Sendergebäude verlassen hatte, und vereinbarte einen Interviewtermin für den nächsten Morgen in seinem litauischen Büro.

Die Geschwindigkeit, mit der sich meine Kontakte im Feld vermehrten, erstaunte mich umso mehr, als keiner der Informanten an der Legitimität meines Forschungsvorhabens zweifelte oder sich über meine Präsenz in seinem Umfeld wunderte. Die Tatsache, dass ich an ihre Telefonnummer gekommen war und dass jemand mich empfohlen hatte, reichte zur Legitimation aus. Im Laufe meiner Forschung merkte ich indes, dass ihre Entscheidung zur Kontaktaufnahme nicht gänzlich ohne Eigeninteresse auskam. Für sie ging es um die Akkumulation symbolischen Kapitals – um die Konstruktion öffentlicher Images von »erfolgreichen Europäern«, von weltoffenen, gebildeten Geschäftsfrauen und -männern, von Vorbildern des Erfolgs und guten Lebens. Über ihre Karriere und ihr privates wie berufliches Umfeld Auskunft zu geben war für sie ein Schritt hin zur Identität westlich orientierter Individuen, fort vom altmodischen »sowjetischen« Habitus, von illegalen Geschäften und intransparenten Aktivitäten.¹⁰⁴

So gewann ich den Eindruck, dass weniger der Unterschied im sozialen Status, als andere Aspekte des Verhältnisses von Forscherin und Erforschten, wie etwa das Geschlecht, meine Forschung beeinflussten. Denn meine Kontakte zu männlichen und weiblichen Informanten gestalteten sich durchaus unterschiedlich. Männliche Informanten traf ich fast ausschließlich an ihrem Arbeitsplatz im Büro oder in der Mittagspause. Abgesehen von zufälligen Begegnungen bei Veranstaltungen oder privaten Feierlichkeiten blieb unser Kontakt beschränkt auf die formelle Arbeitswelt. Nicht zu unterschätzen war dabei die Tatsache, dass das öffentliche Erscheinen mit einer unbekannten Frau für sie im schlimmsten Falle mit Gerüchten in der Boulevardpresse enden konnte. Auch wenn das Alter oder der Bekanntheitsgrad bei der Kommunikation mit männlichen Informanten von Bedeutung waren, entstanden daraus eher förmliche Kontakte; Informationen wurden sachlich und für gewöhnlich ohne die Darstellung persönlicher Gefühle an mich vermittelt.

Mit meinen Informantinnen traf ich mich hingegen öfters in informeller Umgebung: mittags im Restaurant, abends in Cafés und Klubs, bei ihnen daheim und bei privaten Festen, in Schönheitssalons, beim Shoppen und nur selten im Büro. Dabei wurde deutlich, dass viele (wenn auch nicht alle) meiner Gesprächspartnerinnen beruflich niedriger gestellt waren und weniger Zeit in Arbeit investierten als die von mir interviewten Männer. So konnte ich zu den Frauen in meinem Feld ein persönlicheres Verhältnis aufbauen und bekam das Gefühl, näher an ihre private Welt herangekommen zu sein, während sich bei den Männern das Private hinter der öffentlichen Rolle verbarg, selbst wenn ich sie gleichermaßen nach ihren persönlichen Erfahrungen und Meinungen

104 Zur Aktualität dieser Abgrenzung vgl. das Kapitel »Transformationen des Individuums«.

sowie nach ihren Erkenntnissen und Einstellungen als öffentliche Personen und Experten befragte.

Um diese relativ harmonische Darstellung meiner Forschungssituation zu hinterfragen, könnte man hier den Verweisen anderer Forscher auf die besonderen konspirativen Fähigkeiten der Eliten folgen und die Frage stellen, ob das demonstrierte Interesse meiner Interviewpartner an meiner Studie und meiner Person ›ehrlich‹ oder doch nur ›gespielt‹ gewesen und ob ich tatsächlich in ihre Welt vorgedrungen sei. Dem wäre mit Kirsten Hastrup zu entgegenen, dass die Aktivitäten der Forscherin und ihrer Informanten im Feld eine ganz eigene ethnographische Gegenwart (*ethnographic presence*)¹⁰⁵ hervorbringen. Eine Gegenwart, die eine eigene Zeitlichkeit und Räumlichkeit aufweist und innerhalb derer die Akteure ihre jeweiligen Interessen vertreten, die aber nur punktuell und nur teilweise mit der ›realen‹ alltäglichen Welt der Beteiligten übereinstimmt. Ich möchte stattdessen das Augenmerk auf die eigentliche Herausforderung richten, die darin besteht, die situativen und relativen Erfahrungen des Eigen- oder Fremdseins auf produktive und reflexive Weise zu verbinden. In einem Feld, das als Raum sozialer Beziehungen gefasst ist, treten diese Erfahrungen gleichzeitig auf, weil sie sich auf verschiedene Zugehörigkeiten der Forscherin (und der Erforschten) als Privatperson, Frau, Wissenschaftlerin und Expertin beziehen.

Ich war da!

War »die Postkartenerfahrung«¹⁰⁶ (Clifford Geertz) – die körperliche und räumliche Präsenz der Forscherin im Feld – noch für die Legitimation der ›klassischen‹ ethnologischen Forschung essentiell wichtig, so verliert sie heute an Relevanz. Aus Sicht der *multi-sited ethnography*, die sich auf die Erforschung von Feldern und Relationen zwischen Akteuren, Institutionen und Soziosphären nach dem *studying through*-Prinzip konzentriert, stellt sich die Frage, was denn die Erfahrung des Dort-Seins überhaupt ausmacht.¹⁰⁷ Sie

105 K. Hastrup: *A Passage to Anthropology*, S. 16.

106 Clifford Geertz: *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*, Frankfurt/Main: Fischer Wissenschaft 1993, S. 130.

107 Martin Albrow zufolge meint Soziosphäre das »Bedeutungsfeld« oder die »Interessensphäre«, in der sich ein individueller Lebensentwurf realisiert. In Anlehnung an Albrow schreibt Jens Adam: »Dem konkreten Ort kommt keine tiefere Bedeutung zu, als der Punkt zu sein, an dem die einzelnen ›Soziosphären‹ die Erde buchstäblich berühren.« Vgl. Martin Albrow: »Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt«, in: Ulrich Beck (Hg.), *Kinder der Freiheit*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1997, S. 288-314. Jens Adam: *Kaum noch normale Berliner. Stadtethnologische Erkundungen in einem »sozialen Problemquartier«*, Münster: LIT-Verlag 2005, S. 44 (= Berliner ethnographische Studien; 8).

stellt sich sowohl aufgrund des nicht mehr territorial definierten ethnologischen Forschungsfeldes wie auch aufgrund der räumlichen Mobilität der Feldforschung, welche die Präsenz der Forscherin im Feld in die Erfahrungen eines »being there and there and there« aufspaltet.¹⁰⁸ Bei einer Forschung im Machtfeld sind die körperlichen und räumlichen Kontakte der Ethnologin zur »realen« Welt der Erforschten meist ohnehin eher sporadisch; die räumlich-alltagsweltliche Nähe zum Feld beschränkt sich auf wenige Orte, zu denen die Informanten ihr einen Zugang gewähren.

Selbst wenn die *multi-sited*-Perspektive in methodischer Hinsicht Lösungen für die ethnologische Erforschung moderner Gesellschaften bietet, erübrigt sie gewiss nicht die forschungspraktische Frage, wo und wie ein empirischer Zugang zur Klärung des theoretischen Problems zu suchen ist. Sollte man die mühevollen Beobachtungsversuche von Akteuren im Machtfeld dem Zufall überlassen und sich stattdessen auf die mündliche Kommunikation mit ihnen (Interviews) und auf die Analyse der sie betreffenden Diskurse konzentrieren? Wenn die räumliche, alltagsweltliche Nähe zu den Informanten trotz der Perspektivenverschiebung der Ethnologie zu jeder ethnologischen Forschung gehört (wie sonst könnten Ethnographien entstehen?), liegt zudem die Frage nahe, wann und wer berechtigt ist zu behaupten, diese Nähe tatsächlich erreicht zu haben?

Obwohl das Nachdenken über diese und andere Fragen auch als sinnvoll und notwendig gilt, so ist der Versuch, *eine* allgemeine Antwort auf sie zu finden, doch mühsam und unergiebig, weil sich die Nähe der Forscherin zum Feld jeweils ganz unterschiedlich darstellt und anders empfunden und verstanden werden kann. Paul M. Hirsch etwa verdeutlicht am Beispiel seiner eigenen Untersuchungen, wie verschieden die Vorstellungen darüber sein können, was Elitenforschung in der Praxis bedeutet, in einem Feld zumal, in dem Nähe so wichtig wie unerreichbar scheint: »I once enthusiastically told Erving Goffman I was studying business elites. ›Have you slept with them?‹, he replied. ›No, but I am getting into talks with them‹, I proudly answered.«¹⁰⁹

Während meiner Feldforschung fragte ich mich immer wieder, mit welchen Menschen und in welchen Räumen ich Kontakt suchen sollte, um die materielle und körperliche »Realität« der kulturellen Vorstellungen von Erfolg und gutem Leben zu erfassen. Und wann konnte ich davon ausgehen, dass meine Beobachtungen eine angemessene Tiefe und Nähe erreicht hatten? Wann konnte ich behaupten, tatsächlich »dabeigewesen« zu sein?

108 Vgl. U. Hannerz: Being There... and There... and There!

109 Paul M. Hirsch: »Tales From the Field. Learning From Researchers' Accounts«, in: Rosanna Hertz/ Jonathan B. Imber (Hg.), *Studying Elites Using Qualitative Methods*, Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage 1997, S. 72-79, hier S. 72.

Wird das Feld als soziale Größe verstanden, dann liegt es nahe, die Erfahrung des Im Feld-Seins in sozialen Begriffen zu fassen. Wie Chris Shore bemerkt hat, ist die Frage, welche Menschen die Gewinner einer Gesellschaft sind, immer Gegenstand öffentlichen Interesses, und die Objekte einer ethnologischen Elitenforschung sind entsprechend stets Objekte öffentlicher Diskussion.¹¹⁰ Auch aus diesem Grund scheint mir die öffentliche Sichtbarkeit meiner Informanten – ihre Präsenz im medial-öffentlichen Diskurs – für die Legitimation ihres sozialen Elitenstatus ausschlaggebend zu sein, sieht man einmal von Kriterien wie Geld oder beruflicher Position ab. In einer sich schnell wandelnden Gesellschaft wie der litauischen, in der es vergleichsweise wenig Selbstverständlichkeiten in den sozialen Hierarchien gibt, weil diese erst ausgehandelt werden müssen, sind öffentliche Präsenz und Anerkennung von besonderer Wichtigkeit.

Nach den ersten Kontakten mit dem Feld bemerkte ich, dass andere ebenfalls Zugang zu der auf den ersten Blick verschlossenen Welt der »very important persons« hatten: Stylisten, Werbefachleute, Berater und insbesondere Journalisten, die meine Informanten interviewten und dabei oft Fragen stellten, die den meinen ähnelten. Ich musste also davon ausgehen, dass meine Gesprächspartner Medienexperten waren und zu vielen meiner Fragen eine vorformulierte und eingeübte Antwort parat hielten.

Überdies wurde schnell offenkundig, dass meine Informanten die journalistischen Berichte über die Elite sehr aufmerksam verfolgten, selbst wenn sie sich mir gegenüber über sie amüsierten und ihre eigene Medienpräsenz als zweitrangig bezeichneten. Wenn sich zum Beispiel Alma und ihre Freundinnen im Antonio trafen, blätterten sie gern in den dort ausliegenden Zeitschriften, um ihre »Informationsfiles upzudaten«, wie sie sich auszudrücken pflegten. Sie fanden es belustigend, dass sie der Presse Neuigkeiten über ihre Freunde und Bekannte entnehmen konnten, ohne mit diesen selbst sprechen zu müssen. Selbst Informanten, die dieser Art von Berichterstattung ausdrücklich kritisch gegenüberstanden (zumeist Männer), waren stets gut über sie informiert.

Eine der verbreiteten Illustrierten, die sich mit Mode, Lebensstil, Gesundheit und eben dem Leben erfolgreicher Menschen beschäftigte, ist das Magazin *Stilius* (*Stil*), das als Freitagsbeilage zur größten litauischen Tageszeitung *Lietuvos Rytas* (*Litauischer Morgen*) erscheint und die größte Auflage unter den Zeitschriften seiner Art hat. »*Stilius* ist das Magazin für diejenigen, die schöner leben wollen«, wie mir die Chefredakteurin das Selbstverständnis ihres Blattes beschrieb. Das Ziel sei, über die litauische Elite zu berichten und sie zugleich zu formen:

110 C. Shore/S. L. Nugent: *Elite Cultures*, S. 3.

Wir zeigen den Menschen das Leben, wie es sich hier in unserer Nähe abspielt, nicht im Ausland, nicht im Westen und nicht im Osten. Wir schildern es am Beispiel von Persönlichkeiten, Hobbies, der Inneneinrichtung und anderen alltäglichen Dingen. Dabei halten wir uns an die Botschaft, dass das Leben schön ist. (Indre)

Der Redakteurin zufolge handelt es sich bei den Lesern von *Stilius* vor allem um Bürger der Mittelschicht, die das schöne Leben wie eine mexikanische Seifenoper verfolgen:

Jeden Freitag suchen sie nach *Stilius*, um die geliebten oder ungeliebten, aber in Litauen nun einmal bekannten Menschen zu sehen und zu erfahren, was in ihrem Leben Neues geschehen ist: Was hat sich diese oder jene bekannte Frau gekauft, was hat sie gesagt, wen hat sie getroffen? (Indre)

Als Beilage zur größten Tageszeitung erschien mir *Stilius* in seiner dezent kitschigen Aufmachung durchaus eigenartig. Auf der Titelseite jeder Ausgabe prankte stets die Fotografie einer lokalen weiblichen Berühmtheit, die von Stylisten in Szene gesetzt war und dann im Innenteil mit einem Interview zu ihrem persönlichen und beruflichen Erfolg vorgestellt wurde. Während meiner Forschung habe ich oft Vermutungen darüber gehört, dass Frauen, »die in *Stilius* hineinkommen«, Freundinnen reicher Männer seien, die ihnen den Platz auf der Titelseite der Zeitschrift kauften.

Viele meiner Informantinnen – ob es sich nun um Rechtsanwältinnen, Unternehmerinnen oder TV-Moderatorinnen handelte – waren schon einmal auf der Titelseite der Zeitschrift, und auch über meine männlichen Informanten wurde in *Stilius* häufig berichtet. Meine Gesprächspartner konnten (oder wollten) meine Frage über die Käuflichkeit medialer Aufmerksamkeit indes nicht bestätigen. Vielmehr gaben sie vor, von Journalisten zu ihrer Präsenz in diesem oder in anderen Medien überredet worden zu sein. Im Gegenzug betonten sie, ihren Ruf als Gewinner mit beruflichem Erfolg verdient zu haben, solche Auftritte entsprechend auch nicht zu benötigen und sie nicht ernst zu nehmen. Einige von ihnen merkten jedoch an, dass eine Berichterstattung dieser Art als kostenlose Werbung fungiere, die sehr wohl positive Auswirkungen auf die öffentliche Wahrnehmung einer Person und ihre Geschäfte haben könne.

Als ich Dana kennenlernte, war sie mit dem journalistischen Interesse an ihrer Person längst vertraut. Auf einem Empfang der Österreichischen Botschaft, zu dem sie mich mitnahm, begrüßte sie gelassen die anwesenden Journalisten und Fotografen, die ihr Komplimente wegen ihres Aussehens machten. Auch von anderen Informanten erfuhr ich, dass man besser freundlich zu Journalisten sein solle, dann könne man sie auch gegebenenfalls darum bitten, nicht in kompromittierenden Situationen fotografiert zu werden. Wenn man sich aber unhöflich und kategorisch verhalte, dann liefe man Gefahr, Bilder

von sich in der Presse zu sehen, die dem eigenen Ruf schadeten. Als Dana einen Fotografen begrüßte, stellte sie mich als Freundin aus Berlin vor, die sich, ebenso wie er, mit der litauischen Elite beschäftige. Auf meine Frage, für welche Zeitung oder Zeitschrift er arbeite, antwortete er, er fotografiere für *Stilius* – »und wenn Sie nicht in *Stilius* abgebildet waren, dann gibt es Sie gar nicht«, fügte er hinzu, um mir als einer nicht Einheimischen die Wichtigkeit der Zeitschrift zu verdeutlichen. Daraufhin bat er uns, ein wenig für ein Foto zur Seite zu treten.

Angeichts der Vermischung des medialen und nicht-medialen Lebens meiner Informanten ist es wenig verwunderlich, dass ich mich ihnen während meiner Feldforschung dann am nächsten fühlte, wenn ich zusätzlich zur Beobachtung ihres alltäglichen, persönlichen und beruflichen Lebens auch Einblicke in ihr öffentlich-mediales Dasein gewinnen konnte. Als ich zu Beginn meiner Forschung plötzlich selbst als Person und Forscherin ins Visier journalistischer Interessen geriet, schien mir dies ein Ausdruck der Tatsache, dass mein Feld auf mich reagierte und mich auf diese Weise zu vereinnahmen suchte.

Im Laufe meines Aufenthalts in Vilnius bekam ich immer häufiger Kontakte zu Journalisten. Teils geschah dies, weil ich sie selbst aufsuchte und befragte, teils, weil unsere Wege sich auf der Suche nach Interviewpartnern kreuzten. Die Information, ich würde Eliten untersuchen, weckte ihre Neugier. Als eine Journalistin mich um ein Interview für die Frauenzeitschrift *Laima* bat, freute ich mich, ihr im Gegenzug für die erhaltenen Informationen etwas bieten zu können. Auch wenn mir ihr Bericht zunächst nicht unbedingt hilfreich schien, war mir doch die Möglichkeit bewusst, hiermit Werbung für meine Forschung zu machen und das Interesse potenzieller Informanten wecken zu können.

Obwohl ich für *Laima* als »Anthropologin aus Berlin« interviewt wurde, drehte sich das Interview vor allem um mein persönliches Leben: meine Liebes- und Migrationsgeschichte und mein Leben in Deutschland. Im Anschluss an das Gespräch wurde ich mit meinem Mann zu einem Fototermin geladen. Abgesehen davon, dass ich mich bei dem Gedanken an das Shooting unwohl fühlte, beunruhigte es mich, dass die Plattenbauwohnung meiner Eltern, in der ich mich während meiner Feldforschung einquartiert hatte, als optischer Hintergrund für Werbung in meinem Feld ungeeignet sein könnte. Ich bat die Journalistin, einen neutraleren Ort für den Fototermin zu suchen, und schließlich einigten wir uns auf die Lobby des Hotel Shakespeare in der Altstadt. Mein Mann und ich wurden geschminkt, auf einem mit Samtkissen drapierten Sofa platziert, mit Fotolampen ausgeleuchtet und für die Aufnahme gebeten, einander möglichst verliebt anzuschauen. Wenn auch verlegen, genossen wir das Gefühl, als abbildungswerte Personen zu gelten.



Abbildung 2: Antropologijos pamokos Berlyne, in: Laima, 2/137 (2005), S. 48-49.

Als ich zum Ende des Monats die neue Ausgabe von *Laima* am Kiosk kaufte, fand ich in der Heftmitte ein doppelseitiges Hochglanzfoto von mir und meinem Mann, übertitelt als »Anthropologiestunden in Berlin«. Der dazu gehörige Bericht verquickte im süßlich-übertriebenen Ton einer Homestory mein persönliches und berufliches Leben. Wie meine Informanten, so wurde nun auch ich in der Welt des Glamour situiert, mithilfe einer konventionalisierten medialen Inszenierung, zu deren Merkmalen die emotionalisierte Darstellung der Person in Bild und Text gehört.

Im Laufe meiner Forschung wurde ich wie erwähnt noch oft von Journalisten kontaktiert und um Interviews gebeten, teilweise auch auf Empfehlung von Informanten. Stets waren ihre Berichte wenig an den Inhalten meiner Forschung interessiert; sie inszenierten meine Person als Insiderin in der Welt der Elite. Gleichwohl erwähnte keiner meiner Gesprächspartner, diese medialen Auftritte der Forscherin im Feld zur Kenntnis genommen zu haben. Einige Freunde und Verwandte äußerten hingegen die Befürchtung, meine Feldforschung könne mich als Person in dem Maße negativ verändern, wie sie mir Zugang zur elitären und aus ihrer Sicht arroganten Welt der Reichen und Erfolgreichen ermöglichte. Wieder andere meinten, sie hätten nie gedacht, dass »einfache« Menschen wie ich in einer Hochglanzzeitschrift abgebildet werden könnten.

Ich war da! Doch die Postkartenerfahrung ist, selbst wenn sie nicht mehr ausschließlich auf der physischen und körperlichen Präsenz an einem Ort be-

ruht, nicht die einzige, die zur Konstruktion des ethnologischen Forschungsfeldes und -gegenstandes gehört. Wie Kirsten Hastrup überzeugend dargelegt hat, beginnt die Produktion ethnologischen Wissens zwar im Feld, beim Teilen sozialer Erfahrungen mit Informanten und bei der Dokumentation ihrer sozialen Realität, aber sie endet dort nicht.¹¹¹ Zum ›Dort-Sein‹ gehört schließlich auch die Erfahrung des ›Hier-Seins‹; die Textproduktion und die Analyse und Diskussion des Materials innerhalb eines wissenschaftlichen universitären Kontextes. Die Herausforderungen einer *multi-sited*-Perspektive, die verschiedene Felder durchquert (*studying through*) und die Beziehungen zwischen verschiedenen Ebenen der Gesellschaft zu verstehen sucht, bleiben also bis zum Ende des Vorhabens in Form selbstreflexiver Fragen und Überlegungen bestehen. Oder wie Clifford Geertz formuliert:

Wen soll man jetzt überzeugen? Afrikanisten oder Afrikaner? Amerikanisten oder Indianer? Japanologen oder Japaner? Und wovon? Von Akkuratheit in den Fakten? Weitem theoretischen Horizont? Vorstellungslässiger Durchdringung? Moralischer Tiefe? Es ist ziemlich leicht zu antworten: »Von allem etwas.« Es ist nicht ganz so leicht, einen Text zu produzieren, der dies vermag.¹¹²

111 K. Hastrup: A Passage to Anthropology, S. 59.

112 C. Geertz: Die künstlichen Wilden, S. 130.

